

■ Zehn Jahre besteht das BüroAktiv: Freiwilligen-agentur und Seniorenbüro

Das BüroAktiv vermittelt seit einem Jahrzehnt Menschen – vorwiegend mittleren und vorangeschrittenen Lebensalters – in Tätigkeitsfelder wie Altenpflegeheime, Kindergärten, Museen und viele weitere Institutionen.

Es ist Anlaufstelle für bürgerschaftliches Engagements. Das Büro ist Teil des Instituts für Sozialarbeit. Im Institut selbst gibt es ganz unterschiedliche Angebote für ältere Personen wie etwa den „Seniorencomputer-Club“ und das „Forum älter werden“.

Dass sogar die kleinen Menschen in den Kindertagesstätten nicht zu kurz kommen, zeigt die Aktion „Kinder hören Märchen“. Die Freiwilligen – im Vortragen von Texten geschult – fungieren dort als Vorleser. Die Frankfurter Kindergartenknirpse können direkt nachfragen, wenn sie etwa in der Geschichte „Der Hase und der Igel“ nicht verstehen, was eine Ackerfurche ist, in der sich der Igel und seine Frau verstecken, um den Hasen beim Wettrennen auf dem Feld bluffen.

Mit etwas ganz anderem beschäftigt sich die Gruppe „Da sein – Lebensbegleitung bis zum Tod“ des Instituts. Die ehrenamtlichen Mitglieder – im Alter gemixt – widmen sich der Sterbebegleitung und besuchen unter anderem allein stehende Menschen in Pflegeheimen. Sie stehen ihnen bei in der Phase

des Sterbens und begleiten sie auch in der Stunde des Todes, falls dieses gewünscht ist.

Am 4. April 2003 veranstaltete das Institut die Tagung „Sterben in der Großstadt: Wie stirbt der Mensch?“. 80 Prozent der Sterbenden in Deutschland beschließen in Institutionen ihr Leben, hieß es. Doch wie gehen Kliniken und Heime damit um? Eine Teilnehmerin verlangte, dass es in Kommunen Angebote geben müsse, um die Zeit des Abschiednehmens und der Trauer besser überstehen zu können.



Foto: Bautsch

Während der Veranstaltung „Sterben in der Großstadt“ gab es engagierte Redebeiträge zum Thema Trauen aus dem Plenum.

Aus dem Haus Aja Textor-Goethe berichtete Pflegedienstleiterin Heike Schraudt-Ohl, Podium, dass verstorbene Bewohner in einen extra dafür vorgesehenen Raum aufgebahrt würden. Dort könnten Angehörige, Freunde und Bekannte Abschied nehmen. Auch in der Hauszeitschrift würden in einem Nachruf die Verstorbenen gewürdigt.

Weitere FFA-Pressedienstbeiträge „zehn Jahre BüroAktiv“ Seite 4 und 5

■ Inhalt

FFA intern Editorial	S. 3
Der Mensch verschwindet aus der Arbeitswelt, wie das Pferd von der Straße des 19. Jahrhunderts	S. 4/5
Menschliche Bindung und Lebenssinn – existentielle Bedingungen in den letzten Lebensmonaten	S. 5 /6/7
Seelsorge durch Ehrenamtliche – evangelische und katholische Kirche gehen neue Wege	S. 7/8
Global-Position-System-Handys sorgen für Sicherheit älterer und behinderter Menschen	S. 8/9
Gesetzesflut und Situation der Altenpflegeheime	S. 9/10
Altenzentrum Santa Teresa baut um mit dem Ziel: Mehr Geborgenheit für Desorientierte	S. 10/11
Spatenstich für Seniorenwohnanlage in Sossenheim in der Nähe eines neuen Pflegeheims	S. 11/12

■ Impressum

Der FFA intern Pressedienst kam im Juni 1996 – kurz vor Einführung der Pflegeversicherung im stationären Bereich – zum ersten Mal heraus und widmet sich besonders der stationären Altenpflege und ihrem Umfeld.

Werden Bücher, Videokassetten oder Broschüren vorgestellt, so können diese nicht von der FFA-Pressestelle aus verschickt werden.

Bezugsadresse steht am Ende jedes Artikels, an die sich Interessenten wenden können.

Herausgabe und verantwortlich für die Redaktion im Sinne des Presserechts:

Beate Glinski-Krause M.A.

Leiterin der Presse- und Kommunikationsstelle des

FRANKFURTER FORUMS FÜR ALTENPFLEGE

Oranienstraße 21

604439 Frankfurt am Main

Tel.: 069 / 61 99 44 51

Fax: 069 / 61 99 44 52

Mobil: 0171 / 178 38 63

E-Mail: Ffm-Forum-Altenpflege@t-online.de

Internet: www.ffa-frankfurt.de

Layout/Produktion

BOS-DRUCK GMBH · Frankfurt am Main · Tel. 069 / 49 09 666

■ EDITORIAL 2/2002 von Beate Glinski-Krause

Wie sehr die Nachwuchsproblematik in der Altenpflege auf den Nägeln brennt, das zeigt eine Image- und Werbekampagne, die die Stadt Hamburg gerade im April gestartet hat. Der imperativische Hauptsolgan – in der Fachsprache Claim genannt – lautet: Ohne Dich sieht Hamburg alt aus. Werde Altenpfleger! Wie in Frankfurt vor zehn Jahren werben die Hanseaten auch stadtwweit mit Plakaten und weiteren Aktionen wie Tagen der offenen Tür. Mittels Broschüren und Internet wird über die Attraktivität des Berufsbildes Altenpflege informiert. Die Senatorin für Soziales und Familie, Birgit Schnieber-Jastram (CDU), brachte die Kampagne federführend voran.

Was unterscheidet die Altenpflege-Kampagne Frankfurt 1993 von der in Hamburg 2003?

Die Frankfurter haben damals in der Kampagnenumsetzung Altenpflegekräfte, Altenpflegeschüler, Dozenten für Altenpflege und auch Betroffene selbst zum Zuge kommen lassen. Deren Portraits wurden auf Plakaten abgebildet mit Slogans wie: „Alte Menschen brauchen kein Mitleid, sondern Sie“. Sie alle brachten sich kreativ, aktiv, partnerschaftlich und selbstbestimmt ins Kommunikationsspiel der Kampagne ein. Insofern war diese Kampagne aus dem Beruf und der Lebenswelt Pflegebedürftiger selbst heraus entwickelt worden. Sie brachte der Frankfurter Altenpflege 10,19 Prozent mehr Auszubildende im Jahr 1993 und 19,25 Prozent 1994.

Die Hamburger lassen 2003 auf ihren Kampagnen-Plakaten Prominente agieren, die mit Sprüchen vorpreschen wie:

„**NIMM MIR DIE ZÄHNE RAUS, wenn ich alt bin**“

Boxweltmeister Dariusz Michalczewski

„**BRING MICH INS BETT, wenn ich alt bin**“.

Starlet Jenny Elvers

„**BRING MICH INS KINO, wenn ich alt bin**“

Schauspieler Kai Wiesinger

Ziel ist es, mit dieser Ansprache jüngere Menschen, aber auch Berufsquereinsteiger – sie sind ab 25 Jahre alt - zu gewinnen. Die jungen Leute sollen werblich auf dem Kommunikationsniveau abgeholt werden, auf dem sie sich via TV und Internet in ihrem Alltag bewegen.

Aber ob das auch auf die gewünschte Zielgruppe zutrifft?

Problem ist: Die Werbebotschaften kommen in Befehlsform von fiktiven Pflegebedürftigen daher, ausgedrückt von jungen

Prominenten.

Ist mit dieser Kommunikationsebene die richtige Zielgruppe für den Altenpflegeberuf angesprochen? Nicht jeder ist begabt, diesen Beruf zu ergreifen. Es sind Menschen gefragt, die für das existentielle Umfeld dieser Tätigkeit - in der es auch um Leid, Sterben und Tod geht - tatsächlich geeignet sind. Altenpflege ist ein Beruf, in dem gegenseitiges Vertrauen und Achtung zwischen Pflegeempfänger und Pflegenden wesentlich ist. Doch die Slogans der Hamburger Aktion lassen gerade das vermissen.

Weder ein flapsiger Befehlston der Pflegenden, noch imperative Forderungen der Heimbewohnerinnen sind geeignet, die Atmosphäre zu schaffen, dass Altenpflege gut gelingen kann. Die Befehlsform ist würdelos gegenüber den betroffenen Menschen und dem Beruf.

Die Werbebotschaft der Hamburger Prominenten soll denen helfen, die die Öffentlichkeit ausblendet: alte, gebrechliche, desorientierte Menschen. Für diese wurde ab 1995 via Pflegeversicherung ein neues Altenhilfesystem eingeführt, in dem die Pflegebedürftigen und die Pflegenden auf Grund unzureichender Rahmenbedingungen zu kurz kommen. Auch dieser Tatbestand kann der Hamburger Imagewerbung abträglich sein, weil die Botschaft der Attraktivität des Berufsbildes herausgestellt wird. Darüber hinaus wissen die Hanseaten mittels ihrer Medien, was sich in der Altenpflege zuträgt. Der Stadtstaat ist – gerade im vergangenen Jahr - von Pflege-Negativ-Schlagzeilen gerüttelt worden.

Hamburg könnte es so gehen wie Mercedes mit dem „Elchtest“. Womit man wirbt, das muss auch eingehalten werden. Sonst wird ein Unternehmen unglaubwürdig. Der Autobauer hat seinerzeit seinen Job gemacht: Der A-Klasse-Pkw kippte nicht mehr um.

Zu hoffen ist, dass auch in Hamburg Initiativen entstehen, die auf die Veränderung der Rahmenbedingungen im Altenpflegeberuf hinwirken, damit das Attraktivitätsversprechen eingelöst werden kann. Eigentlich sollten das alle Ballungszentren der Republik tun. Nicht zuletzt auch deswegen, um die spärlich nachwachsenden jungen Pflegekräfte vor psychisch-körperlichen Verschleiß zu schützen. Denn sie werden länger als fünf Jahre an der Berufsbasis gebraucht.

Heute lässt die Altenpflege Frankfurts die Finger von groß angelegten Werbekampagnen, weil die Rahmenbedingungen des Berufs erst verbessert werden müssen. Man bewegt sich im Frankfurter Forum beispielsweise auf dem Weg der Kommunikation von unten nach oben – im Fachjargon Bottom-up-PR genannt, um die Politiker in Stadt, Land und Bund davon zu überzeugen, dass das bestehende Altenpflegesystem – vor

■ EDITORIAL 2/2002 von Beate Glinski-Krause

allein angeregt durch Vorschläge der Berufspraxis – verändert werden muss.

Die Stadtväter und –mütter vom Main - CDU, FDP, GRÜNE, SPD in Gemeinsamkeit - stopfen dankenswerterweise seit 2001 finanziell ein wenig die Lücken des bestehenden Altenhilfesystems. Dennoch muss sich noch mehr tun, um der Altenpflege wirklich den Rücken zu stärken. Es geht dabei um die Zukunft von jungen wie auch alten Menschen mit durchaus wirtschaftlichem Aspekt, denn es werden durch den Ausbau des Berufs und seines Umfeldes Arbeitsplätze und Kaufkraft geschaffen.

■ „Der Mensch verschwindet aus der Arbeitswelt, wie das Pferd von der Straße im 19. Jahrhunderts“

Anlässlich des 10-jährigen Bestehens des BüroAktiv veranstaltete das Institut für Sozialarbeit – mit Unterstützung der Hessischen Staatskanzlei - am 20. März 2003 eine Podiumsdiskussion mit dem Titel „KAMPF DER GENERATIONEN“. Der markige Satz vom Menschen, der wie das Pferd aus der Arbeitswelt schwindet, stammt von Reimer Gronemeyer. Der bekannte Gast diskutierte zusammen mit zwei Personen der jüngeren und einer der älteren Generation über die Zukunft einer globalisierten Welt, in der junge Menschen immer weniger Chancen haben - im Sinne eines wachsenden Wohlstandes – eine entsprechende Berufslaufbahn einschlagen zu können.

Ist bürgerschaftliches Engagement der Älteren ein Ausweg aus der Sackgasse?

Diskussionspartner Goswin Metternich plädierte vor diesem Hintergrund für die praktische Umsetzung von Werten wie Menschlichkeit, Solidarität und Nächstenliebe. Im bürgerschaftlichen Engagement werde dies auch schon in die Tat umgesetzt. Aus der Perspektive der Älteren sagte er: „Wir haben das Land aus den Trümmern wieder aufgebaut und zugleich unverhältnismäßig Ressourcen aufgebraucht.“ Heute müsse man Grenzen

anerkennen lernen bis hin zur Diskussion der Aufkündigung des Generationenvertrages. „Wir werden immer älter, doch auch das kostet“. Aus dem Plenum kamen dazu Stellungnahmen wie: „Wir haben auch die Juden verfolgt und haben die Trümmer mit verursacht“, meinte ein 75-jähriger Teilnehmer. Andererseits gehe es heute der Wirtschaft und der Politik fraglos immer nur um Wachstum, was die natürlichen Ressourcen dieser Erde von Jahr zu Jahr ausbeute. Hier sei auch ein Umdenken aller Generationen erforderlich. Eine Frau äußerte die Befürchtung: „Ich mache mir Sorgen darum, wenn ich einmal pflegebedürftig bin. Werden dann die Jungen bereit sein, sich um mich zu kümmern?“ Wenn heute junge Menschen den Lebensstandard ihrer Eltern halten wollten, sei das verständlich, aber der wachsende Wohlstand lasse sich künftig nicht mehr einlösen.

Die Gewöhnung an den Wohlstand – ein gefährliches Erbe der älteren Generation

Jörg Tremmel, Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen, unterstrich die Generationengerechtigkeit. „Wir haben uns als Stiftung gegründet, weil nicht auf die Zukunft hin gelebt wird.“ Das politische Handeln nehme Entscheidungen in Kauf, die auf Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus wirkten wie beispielsweise umweltpolitische. Doch alle nachwachsenden Generationen müssten sich mit den Konsequenzen dieser Maßnahmen ablagen. So würden die Kosten für die ältere Generation von den Jungen getragen. Er forderte, dass die ältere Generation künftig auf einen Teil ihrer Rechtsansprüche verzichten sollte. Das sei ein Element der Generationensolidarität.

Dazu ergänzte Reimer Gronemeyer: „Es gibt ein gefährliches Erbe der jetzt Älteren. Sie sind an wachsenden Wohlstand gewöhnt.“ Vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung würden sich daher Interessenskonflikte zwischen Alt und Jung deutlicher herausstellen. Nach der Bundestagswahl äußerten sich diese vor allem in der Geldfrage, was verhindere, andere Aspekte in den Blick zu bekommen. In den Plenumsbeiträgen, die von älteren Teilnehmern vorgetragen wurden, zeigte sich dazu folgendes Bild: „Ich habe 45 Jahre gearbeitet, habe eingezahlt“, so ein Gesprächsgast. Er wolle auf seine Rente nicht verzichten. Auch die Politik habe sich am Rententopf bedient. Zudem werde der spärlich nachwachsenden Generation ein großes Erbe hinterlassen.

Dazu äußerte Gronemeyer, dass die ältere Generation hier zu Lande oft zu selbstgerecht sei. Das aber sei eine Haltung, die den Dialog zwischen den Generationen erschwere, gar verhindere. Wenn junge Menschen die Erfahrung machten, dass ihre Arbeitskraft und ihr Wissen nicht gefragt werden, dann kämen sie nicht in die Sicherungssysteme hinein, in die die Alten ganz selbstverständlich hineinwachsen und auch darauf ihren Lebenserfolg begründeten. Die Älteren hätten die Biografie kontinuierlicher Arbeit und die Jungen wüssten heute nicht,

wohin die Reise geht.

In Deutschland eine Billion Staatsverschuldung

„Eine Billion, das ist eine eins mit zwölf Nullen dahinter“, meinte Jörg Tremmel. Um die Bundesbürger bei Laune zu halten, nehme die Politik seit Jahren eine hohe Staatsverschuldung in Kauf. Doch dieser Batzen erdrücke die Nachwachsenden, die das ja wieder abzahlen müssten. Es seien Konzepte zu erarbeiten, durch die sich Junge und Alte gleichermaßen darum kümmern müssten, zu einer gerechteren Abzahlung der Schuldenlast zu kommen.

Für den Alt-Jung-Dialog sorgen, um Generationengerechtigkeit anzustreben

Tremmel brachte weitere Zahlen ins Spiel: „Jeder siebte Sozialhilfeempfänger ist ein Kind und jeder hundertste ein alter Mensch.“ Das gebe zu denken. Andererseits sollte das Wort Alter nicht an Lebensjahren festgemacht werden. „Es gibt junge Greise und alte Junge“, so der Generationen-Gerechtigkeits-Verfechter. Goswin Metternich meinte darauf hin: „Wir müssen die alte Idee der einheitlichen Sozialversicherung reformieren und wir brauchen vor allem ein einheitliches Wollen der Generationen“. Ferner müsse es gesellschaftliche Anreize geben, bescheidener zu leben und die Ansprüche zurückzustellen. Stefanie Rohde, eine 26-jährige Pädagogik-Studentin, wünschte sich sehr viel mehr Kommunikation, um den Dialog zwischen Jung und Alt anzukurbeln. Sei dieser früher in den Familien geführt worden, müsse er beim Schwund der bisherigen Familienstrukturen auf anderen Ebenen eingeführt und belebt werden. Nur so ließen sich in einem gesellschaftlichen Diskurs z.B. neue Rahmenbedingungen für die Arbeit der Jungen erörtern.

Harry lässt grüßen

Heinrich Heine wies im Gedicht vom „Pferd und Esel“ auf den Nutzenschwund des Pferdes hin. Warum? Weil die Dampfrosser, als Errungenschaft der industriellen Revolution, den lebenden Nutz-Rössern zusehends das Terrain abgruben. Dass der Mensch heute mehr und mehr aus der Arbeitswelt verschwindet, hat er der Heimsuchung durch den Computer zu verdanken. Das interessierte Diskussionspublikum streifte diese Problematik: „Gerade für gering qualifizierte Jugendliche – etwa aus Sonderschulen – gibt es kaum noch Ausbildungsplätze“ äußerte eine Teilnehmerin. Die eigentlichen Ursachen, die in der Mikro-Chip-Revolution der Gegenwart liegen, wurden in der Debatte kaum thematisiert. Das heißt auch, was in den globalisierten Industrieunternehmen mit immer weniger Menschen produziert wird, weil diese von Maschinen ersetzt werden, sollte eigentlich dazu führen, dass es künftig andere Verteilungsströme zwischen Wirtschaft und den Weltgesellschaften gibt, um die Bürger der Zukunft ausreichend

sichern zu können. Da geht es eigentlich nicht so sehr um die Frage nach Alt und Jung und den Generationenkonflikt, sondern um die, wie Kaufkraft und wirtschaftliche Existenz einer Vielzahl von Menschen überhaupt noch sichergestellt werden können. Ob solche Entwicklungen die Generationen dann eher zusammenbringen oder trennen, ist momentan noch eine spekulative Frage. Heine lässt jedenfalls im Gedicht das Pferd sagen: „Und kann der Mensch zum Reiten uns, zum Fahren uns entbehren – Ade der Hafer! Ade das Heu! Wer wird uns dann ernähren?“

Text: Beate Glinski-Krause

Informationen erteilt:

Martin Berner
Institut für Sozialarbeit
Oberlindau 20
60323 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 97 20 17 - 0
Fax 069 / 97 20 17 - 11
institut.sozialarbeit@t-online.de

■ Menschliche Bindung und Lebenssinn: existentielle Bedingungen, um in den letzten Lebensmonaten und -tagen vor dem Tod Sicherheit zu finden

Im Frankfurter Karmeliterkloster ging es am 4. April 2003 um die Frage „Sterben in der Großstadt: Wie stirbt der Mensch?“ Rund 120 Interessierte hatten sich im Ratgebsaal eingefunden, um von den Podiumsteilnehmern aus Frankfurter Kliniken, Pflegeheimen und vielen anderen Initiativen und Institutionen zu erfahren, wie dort mit Sterben und Tod umgegangen wird. Über 80 Prozent Sterbender hier zu Lande beendeten ihr Leben in Institutionen. Doch wie werden Sterben und Tod dort gesehen? Im Vortrag von Joachim Wittkowski, Professor für Psychologie - Universität Würzburg, wurde ein Weg für ein individuelles Verstehen des Sterbens aufgezeigt.

Wittkowski suchte die Zuhörer davon zu überzeugen, dass etwa die Ergebnisse der empirischen Sozialforschung durchaus praktikable Methoden lieferten, die in der Sterbebegleitung

konstruktiv-analytisches Verstehen befördern und praktikable Hilfestellungen leisten.

Dies mag so manchen Gast im Plenum zunächst abgeschreckt haben vor dem Hintergrund, ob es denn ethisch legitim sei, sterbende Menschen einer wissenschaftlichen Betrachtung zu unterziehen. Solche Bedenken entkräftete der Referent mit dem Argument, dass sich Sterbende durchaus positiv wissenschaftlichen Befragungen stellen.

Sterben und Tod diesseits der Phasen

Im Vortrag: „Sterben und Trauern: Jenseits der Phasen“ machte er auf interessante neue Sichtweisen der Wissenschaft aufmerksam: Das so genannten Fünfphasenmodell des Sterbens und Trauerns aus den 70er Jahren von Elisabeth Kübler-Ross – besonders in Deutschland bekannt - sah er ergänzt durch Dreiphasen-Modelle, die von zwei Wissenschaftlern aus den USA ebenfalls in den 70er Jahren entwickelt worden seien. Kübler Ross unterscheide in ihrem - eher wie eine Gesetzmäßigkeit anmutenden - Modell fünf Abschnitte des Sterbens und Trauerns des betreffenden Menschen.

Diese Phasen reichten vom 1. Nichtwahrhabenwollen und der Isolierung des Betroffenen über 2. Zorn und Auflehnung, 3. Verhandeln mit dem Schicksal, 4. Depression bis hin zur 5. Phase, die in seiner Zustimmung zum Tod besteht.

Die Kritik an dieser Betrachtungsweise begründet der Referent unter anderem damit, dass es – aus wissenschaftlicher Sicht - keine überzeugenden Belege für das tatsächliche Vorhandensein dieser fünf Phasen gebe. Unter anderem könne diese Schwachstelle des Fünf-Phasen-Modells ein Problem in der Sterbebegleitung darstellen, wenn etwa Laien unkritisch diese Betrachtungsweise übernehmen und damit den individuellen Blick auf den Sterbenden erst gar nicht entwickelten. Um von dieser Phasenvorstellung etwas ab zu kommen, schlug er einen Weg vor, die bisherige Sichtweise durch eine neue zu erweitern.

Paradigmenwechsel: Sterben und Tod jenseits der Phasen

Spannend wurden seine Ausführungen angesichts eines von ihm so bezeichneten Paradigmenwechsels, der von neuen Konzepten der Sterbebegleitung ausgeht. In diesen wird das Augenmerk besonders auf die bestehenden menschlichen Bindungen und die Lebensumgebung des Sterbenden gerichtet. Damit muss beispielsweise ein ehrenamtlicher Sterbebegleiter etwas über die Biografie des Betroffenen wissen, die ja allemal etwas Individuelles ist.

Der Referent ging so weit, mit dieser neuen wissenschaftlichen Betrachtungsweise einen im Volksmund so genannten „schönen Tod“ oder „schweren Tod“ begründen und erklären zu können. Freilich machte er zugleich darauf aufmerksam, dass es sich bei der irrtümlichen Bezeichnung eines „schönen oder schweren Tods“ nicht um den Eintritt des Todes handeln könne, sondern

um den Sterbeprozess selbst, der z.B. mit der Diagnose einer unheilbaren Krankheit einsetzte und beim Betroffenen selbst in der Regel einen psychischen Vorgang der Auseinandersetzung mit seinem gelebten Leben und dessen Sinnhaftigkeit auslöste.

Diese Auseinandersetzung beschäftigte sich auch mit der Frage, welche Verluste man durch den Tod erlebe. So verlaufe diese Auseinandersetzung qualitativ bei einem Kind anders, als bei einem Jugendlichen, einem Menschen mittleren Alters oder bei einem sehr alten Menschen.

Das todkranke Kind habe zum Beispiel noch keine Bindung an die Welt und an den damit verbundenen Lebenssinn. Sein Verlusterleben liege vor allem darin, die Beziehung zu den Eltern zu verlieren. Qualitativ erlebe ein Mensch mittleren Alters den Verlust durch den Tod ganz anders. Er sehe auch das, was er erreicht habe und was ihm das Leben lebenswert macht.

In einem weiteren Schritt spielten besonders die Qualität und Intensität der menschlichen Bindungen, die der Sterbende habe, eine primäre Rolle. Seien die Bindungen zu den Nahestehenden eher ungeklärt – er spricht z.B. von ambivalent-unsicherer Bindung -, verlaufe der Sterbeprozess vermutlich problematischer. Erlebe der Sterbende sein gelebtes Leben als wenig sinnerfüllt, gar sinnlos, sei ebenfalls von einem schwereren Sterben auszugehen. Daraus ergibt sich schon, welches Sterben schwer und welches eher leichter verlaufen mag. Menschen, die in sicheren Bindungen zu ihren Nächsten stehen und auf ein reiches, erfülltes Leben zurück schauen können, seien - nach dieser Betrachtung – sehr viel eher in der Lage, ihr Leben loszulassen, um sozusagen im Zustand größerer Gelassenheit dem Tod entgegenzugehen

Die Entwicklung geht in Richtung: Achtung des individuellen Lebens

Desorientierte Menschen

Interessant an diesen Betrachtungsweisen aus der Psychologie ist, dass sie sich dem annähern, was auch im Umgang mit desorientierten alten Menschen zunehmend an Bedeutung gewinnt. Biografiearbeit spielt eine immer wichtigere Rolle, um den Demenz-Erkrankten ein Leben zu ermöglichen, das möglichst angstfrei und ohne Stress erlebt wird. Doch was das Sterben angeht, da erlebten desorientierte Menschen diese letzte Lebensphase anders als ganz bewusst Sterbende, so Karin Rogalski, Internationale Gesellschaft für Sterbebegleitung und Lebensbeistand, die sich während der Podiumsdiskussion äußerte. Der Abschied von Menschen mit Demenz beginne für Angehörige schon früher als bei orientierten Sterbenden.

Hospize und palliative Abteilungen

Aus der Klinik-Perspektive berichtete Akim Atmacha, Mediziner aus dem Nord-West-Krankenhaus, dass in der dortigen

gen Palliativstation, in der zehn Patientenplätze vorhanden sind, Priorität allen Handelns zunächst die Schmerzfreiheit des Betroffenen sei, um dessen Lebensqualität aufrecht zu erhalten. Aber auch die Angehörigen würden in den Lebensablauf eng eingebunden, um das notwendige Umfeld der Geborgenheit zu schaffen. Das bedeute auch, dass religiösen Besonderheiten Rechnung getragen werde.

Albrecht Encke berichtete, dass im St. Katharinen-Krankenhaus ein Hospiz eingerichtet werden soll, in dem die Patienten und deren Angehörige geschützt werden sollen. Der St. Katharina Hospiz-Verein sei dafür vor einem Jahr gegründet worden. Der Hospizgedanke, so Encke, sei an eine intensive Pflege gebunden, die gerade im Endstadium des Sterbens ein hohes Maß an Zuwendung zu geben habe. Der Palliativ-Begriff sei hingegen mehr an der Medizin orientiert. Zu den beiden Vorrednern ergänzte Christine Boss, Krankenschwester vom Evangelischen Hospital für Palliative Medizin in Frankfurt, dass man den Wünschen Sterbender besondere Beachtung schenken sollte. So bekämen sie in der Einrichtung beispielsweise ihre bevorzugten Mahlzeiten serviert und es gebe auch Angebote der Musik-, Kunst- und Physiotherapie.

Sterben und Tod durch Unfälle

Volker Wilken, aus dem Institut für Medizin und Notfallberatung der Feuerwehr Frankfurt, berichtete um die tagtäglichen Unfälle, bei denen Menschen ihr Leben verlieren und die somit nicht mit einem längeren Sterbeprozess konfrontiert sind. Der Feuerwehrvertreter bemängelte, dass die Personen am Unfallort meist nicht in der Lage seien, Minimalmaßnahmen zur Lebensrettung zu ergreifen. Obgleich die Feuerwehr binnen 10 Minuten an Ort und Stelle zu sein habe, könnten Maßnahmen in den ersten Minuten über Tod und Leben entscheiden.

Kinder in ihrer letzten Lebensphase

Um das Sterben von Kindern ging es im Beitrag von Angelika Wohlgemut, Verein für krebskranke Kinder e.V. Frankfurt. Da sie selbst ihre Tochter durch diese Erkrankung verloren habe, begleite sie heute Eltern, die durch den Tod ihres Kindes verwaist sind und sich in der Trauerphase befinden. Der Verein trete aber vor allem dann in Aktion, wenn Eltern und deren erkrankte Kinder Unterstützung brauchten. Dann springen die Ehrenamtlichen des Vereins z.B. Zuhause ein, falls Mutter oder Vater einen Arbeitseinsatz haben oder einfach einmal eine Entspannung benötigen.

Ein Trauer-Café wurde in Frankfurt Praunheim ins Leben gerufen

Pfarrer Michael Schirrmeister präzierte die Idee. Ein ehrenamtliches Team aus der evangelischen Auferstehungsgemeinde und der katholischen Gemeinde Christ König habe zu zusammengefunden. Es öffne einmal im Monat an einem Sonn-

tagnachmittag das „Trauer-Café“. Vier Frauen, davon eine Trauerbegleiterin, und der Pfarrer böten in einer zwanglosen Café-Tischrunde Gespräche an, falls sie gewünscht werden. Es kämen fünf bis sieben Gäste in den Gemeinderaum der Auferstehungskirche.

Begleitung durch eine ambulante Hospizgruppe

Dass vielleicht auch wieder mehr Menschen Zuhause sterben können, hat das Institut für Sozialarbeit seit einem Jahr eine ambulante Hospizgruppe aufgebaut. Die zwölf ehrenamtlichen Gruppenmitglieder leisteten keine pflegerischen oder medizinischen Tätigkeiten, sondern begleiteten die Betroffenen als Mensch. Neben dem Besuch werde auch Telefonbegleitung angeboten, so Psychologin Julia Sipreck, die auch die Gruppe „da sein – Lebensbegleitung bis zum Tod“ des Instituts leitet.

Informationen erteilt:

Julia Sipreck
Institut für Sozialarbeit
Oberlindau 20
60323 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 97 20 17 - 0
Fax 069 / 97 20 17 - 11
institut.sozialarbeit@t-online.de

■ Erste Ökumenische Seelsorgeausbildung für Ehrenamtliche in der Altenheim- und Klinikseelsorge

Die schwierige Personalsituation in Krankenhäusern und Altenpflegeheimen ist seit Jahren die große Herausforderung aller Träger dieser Einrichtungen. Auch wenn es gelingt, die pflegerische Versorgung sicherzustellen, so bleibt doch ein Defizit im Blick auf das persönliche Gespräch und die seelsorgerische Begleitung.

Hauptamtliche in Seelsorge und psychosozialer Betreuung können dieses Defizit nicht alleine ausgleichen. Menschen brauchen andere Menschen gerade in Zeiten der Krise und Isolation. Ehrenamtliche spielen dabei eine zunehmend wichtige Rolle. Mit guter Ausbildung, Begleitung und Supervision können sie wesentlich dazu beitragen, alte und kranke Menschen in einer

schwierigen Lebenssituation zu unterstützen und zu fördern. Dies ist eine wichtige Zukunftsaufgabe, für die die Hauptamtlichen dringend auf begabte und motivierte Ehrenamtliche angewiesen sind.

Um den Ehrenamtlichen bei der Erfüllung dieser Aufgabe bessere Startbedingungen zu geben, wurde vor fünf Jahren diese Ausbildung in der Krankenhauseelsorge begonnen. Nun wird diese bewährte Ausbildung so weiter entwickelt, dass auch der Bereich des Altenheims einbezogen werden kann. Diese Vernetzung öffnet spannende neue Möglichkeiten der Ausbildung und Zusammenarbeit.

Ein neuer Ausbildungskurs wird nun bis Mitte Juni zusammengestellt. Wer Lust hat, für sich selbst etwas zu lernen und über die schwierige Situation von Menschen in Altenheimen und Krankenhäusern nicht nur zu klagen, sondern Initiative zu ergreifen, diese zu verändern, der ist herzlich eingeladen, sich über diese Ausbildung zu informieren.

Wir glauben, dass es viele Gemeindeglieder und Menschen im Stadtteil gibt, die nicht nur Interesse, sondern auch Wunsch, Kraft und Begabung haben, andere in einer Notsituation zu begleiten. Wir möchten Sie unterstützen, diesem Wunsch zu folgen, und Ihre Begabung auszuprobieren und auszubilden.

Sie werden in dieser neunmonatigen Ausbildung die Gelegenheit haben, viel für sich persönlich - Ihren Glauben, Ihre Kommunikationsfähigkeit, Krankheitsbilder, Realität dieser Institutionen - zu lernen. Sie werden Menschen in einer Notsituation begleiten und dabei Erfahrungen im Arbeitsfeld Seelsorge sammeln, die Ihnen neben den ehrenamtlichen - mit entsprechender Zusatzqualifikation- eventuell auch nebenamtliche Tätigkeitsmöglichkeiten erschließen könnten.

Text: Harald Dollansky

Informationen erhältlich im Zentrum für Seelsorge und Beratung der EKHN, wo auch Anmeldeunterlagen angefordert werden können (06031/162950), bei Pfarrer Winfried Hess im Hufeland-Haus (069/4704-337) oder bei Dr. Gregor Schorberger, Katholische Klinikseelsorge am Universitätsklinikum (069/6301 5620).

Informationen erteilt:

Pfarrer Winfried Hess
Hufeland-Haus
Wilhelmshöher Straße 34
60389 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 47 04 - 337
Fax 069 / 47 04 - 315
www.hufeland-haus.de

■ Global-Position-System- Handys sorgen für Sicherheit älterer und behinderter Menschen

Nicht nur Senioren, auch junge Menschen, chronisch Kranke oder Behinderte, können von einer technischen Neuheit auf dem Handy-Markt profitieren. Mit GPS-Handys und einem über Satelliten gesteuerten Ortungssystem können sie auch außerhalb der eigenen vier Wände im Notfall rasche Hilfe anfordern.

Die Angst fährt immer mit: Ob Senioren, die noch fit und mobil sind, chronisch kranke oder junge Menschen mit Behinderungen, wer gern verreist, viel wandert oder andere Hobbys außer Haus ausübt, den plagt die Sorge, unterwegs könnte ihm etwas zustoßen. Plötzliche Übelkeit, eine Herzattacke, ein akuter Anfall oder eine Ohnmacht, und niemand ist da, der helfen kann. „Was passiert denn, wenn ich dann irgendwo im Wald liege?“ schildert der 82-jährige Joseph W. seine Sorgen. Aber immer nur in Reichweite des Hauses zu bleiben, das ist für den agilen Rentner auch keine Alternative.

Doch Joseph W. kann jetzt geholfen werden: Der Hausnotrufdienst des Frankfurter Verbandes, einer der größten Dienstleister in der Alten- und Behindertenhilfe, bietet ein Handy an, das nicht nur über eine Notruftaste, sondern auch über ein Global-Positioning-System (GPS) verfügt, eine Satelliten gesteuerte Ortungsmöglichkeit, die in ganz Deutschland Rettung im Notfall verspricht. Wer mit diesem mobilen Notrufgerät unterwegs ist, kann in Feld und Wald, in Städten und Dörfern, im Gebirge und an der See punktgenau geortet werden, sodass Notärzte oder Rettungshubschrauber auf schnellstem Wege zum Fundort des Betroffenen dirigiert werden können. Und als ganz normales Handy mit allen Funktionen, die Mobiltelefone heutzutage aufweisen, kann das Gerät ebenfalls dienen.

Wer mit dem neuen Handy einen Notruf auslöst, landet genau wie bei den Hausnotrufgeräten in der Zentrale im Frankfurter Bürgermeister-Gräf-Haus. Dort sind rund um die Uhr Mitarbeiter im Einsatz, um Notrufe entgegen zu nehmen oder nachzuforschen, wenn sich einer der Teilnehmer nicht zum vereinbarten Zeitpunkt gemeldet hat. Seit mehr als 20 Jahren hat man hier Erfahrung mit Notrufsystemen. Allerdings konnte bisher nur vom Telefonanschluss zu Hause ein Notruf ausgelöst oder mit einer gesonderten Notfalltaste und einer Funkuhr Hilfe geholt werden, wenn man sich im eigenen Haus oder Garten aufhielt. Doch für die wachsende Zahl von Senioren, die auf Aktivitäten außerhalb der eigenen vier Wände auch im Alter

nicht verzichten wollen, ist erst das neue GPS-System eine maßgeschneiderte Alternative. Denn wo immer der Notruf ausgelöst wurde, die Mitarbeiter sind in der Lage, die Personen zu orten, die nächstgelegene Rettungsstelle zu alarmieren und die Helfer ganz gezielt und ohne Umwege zu den Betroffenen zu schicken.

Deshalb sind längst nicht nur Senioren die Zielgruppe des neuen Angebots. Auch jüngere Menschen mit Behinderungen oder chronisch Kranke können von den „intelligenten“ Handys profitieren. Denn allzu oft verzichtet gerade dieser Personenkreis auf verlockende Reisen oder Freizeitangebote und scheut vor allem davor zurück, sich allein draußen zu bewegen. Dieser freiwillige Verzicht auf einen großen Teil der eigenen Bewegungsfreiheit und Selbstständigkeit ist mit GPS-Handys nicht mehr nötig. Über die Handakte, die in der Notfallzentrale im Computer abrufbar ist, kann sogar ein Notarzt ganz gezielt mit den geeigneten Medikamenten für einen Kranken auf den Weg geschickt werden.

Zum Nulltarif gibt es diesen Service, der überall Sicherheit garantiert, allerdings nicht: 455,00 Euro kostet das GPS-Handy, das man auch in 24 monatlichen Raten zu je 19,00 Euro bezahlen kann. Hinzu kommen 15 Euro im Monat für die komplette Betreuung durch die Frankfurter Notrufzentrale. Ein Kartenvertrag für die reine Handy-Nutzung wird mit dem Anbieter E-Plus so gehandhabt, dass er mit einer Gutschrift von 150,00 Euro für den Kunden auf ein Telefonguthaben abgeschlossen wird. Eine Kondition, die vom Frankfurter Verband ausgehandelt wurde und an die Nutzer weitergegeben wird.

Text: Doris Wiese-Gutheil

Informationen erteilt:

Marfred Rysavy
Hausnotruf-Zentrale
Bürgermeister-Gräf-Haus 22
60599 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 60 919 - 615
Tel. 069 / 60 919 - 655
www.Frankfurter-verband.de

■ Gesetzesflut: Situation der Altenpflegeheime

Ein Gastbeitrag aus dem Form stationäre Altenpflege Mainz und Rheinhessen macht aus Sicht von Heimleiterin Anne Raab-Kohlhase auf die strukturell schwierige Lage des Altenpflegeheimlebens aufmerksam.

Der Gesetzgeber und in der Ausführung die Krankenkassenverbände fordern im Sinne pflegebedürftiger alter Menschen und deren Angehörigen zu Recht eine ausreichende Versorgung und Qualität zu einem günstigen Preis. Das heißt, dass Heimbewohner auch bei knappen Ressourcen eine optimale Versorgung und Betreuung in Altenpflegeheimen erhalten sollen.

Dies bedeutet für Träger und Einrichtungen sicherlich erhebliche Veränderungsprozesse und neue Strategien. Mit Recht wird seitens der „Kunden“ verlangt, dass die Einrichtungen nach „unternehmerischen“ Bedingungen geführt werden und die zu erwartenden Dienst- und Pflegeleistungen qualitativ gut sind.

Höchste Qualitätsansprüche an Altenpflegedienstleistung unter gesetzlicher Überregulierung

Insbesondere die gesetzlichen Anforderungen an ein umfassendes Qualitätsmanagement, das mit der Vergütung oder Ausgestaltung der Versorgungsverträge korreliert, bringen neue Anforderungen an die Leistungserbringer. Besonders deutlich wird dies anhand der Entwicklung der professionellen Pflege zu einem Dienstleistungsbereich mit höchsten Qualitätsansprüchen. Die Dienstleistung Pflege muss dabei mit einem leistungs- und kostengerechten Preis versehen werden, der wiederum mit einem beschreibbaren und messbaren Qualitätsstandard verknüpft ist. Daneben ist diese Entwicklung mit der Umsetzung diverser rechtlicher Vorgaben verbunden, insbesondere des Pflegequalitätssicherungsgesetzes (PQSG), des novellierten Heimgesetzes sowie den dazu gehörenden Verordnungen: Heimmitwirkungsverordnung; Heimpersonalverordnung, Heimmindestbauverordnung, Heimsicherungsverordnung.

Dem gesetzlichen Regelungsdrang sind keine Grenzen gesetzt, so dass die regulativen Instrumente des Marktes von vornherein ausgeschlossen werden. Zugleich wird von einer Marktorientierung von Sozial- und Gesundheitsleistungen gesprochen. Dies alles zusammen passt allerdings kaum zusammen, jedoch müssen sich alle Handelnden zwangsläufig in diesem System orientieren und entsprechend agieren.

Die Herausforderungen an das Pflegemanagement in Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens sind geprägt durch:

- Einführung von Qualitätsmanagement
- Konsequente Personalentwicklung
- Kritische Überprüfung der eigenen Ablaufsystematik
- Durchführung von regelmäßigen Patientenbefragungen
- Professionelle Vermarktung der einzelnen Dienstleistungen nach innen und außen

Die Strukturen, vor allem aber die finanziellen Grundlagen der

Einrichtungen sind derzeit aber so beschaffen, dass diesen berechtigten Anforderungen kaum oder nur ansatzweise Rechnung getragen werden kann.

Das Pflegeversicherungsgesetz zwingt die Einrichtungen, einen hohen bürokratischen Aufwand an Dokumentation der Pflegeleistungen zu betreiben, um eine Pflegebedürftigkeit entsprechend nachzuweisen. So sind die Pflegeleistungen im Einzelnen täglich und pro Schicht aufzulisten und Minutenwerte zu hinterlegen, um die Pflegebedürftigkeit nach den Pflegestufen zu begründen. Der Aufwand an Arbeitszeit ist durch diese Aufzeichnungssysteme beträchtlich. Ob sie einen Beitrag zur Ergebnisqualität der Pflege leisten, das heißt, dass sich der Bewohner gut und sich in seinen Lebensgewohnheiten unterstützt fühlt, ist in Frage zu stellen.

Bewohner und Pflegenden geraten immer mehr unter strukturell bedingten Druck

Andererseits sind die Berechnungsgrundlagen für Personalanhaltswerte – sie drücken das Verhältnis von Pflegepersonal zu Gepflegten aus - nicht am tatsächlichen Hilfebedarf des einzelnen Bewohners beziehungsweise am Bedarf der Bewohner insgesamt orientiert. Der Bedarf an Personal für die Entwicklung von Qualitätsmanagementsystemen ist schon gar nicht berücksichtigt.

Hier werden Strukturen eingeführt, die die berechtigten Anforderungen an das „Unternehmen“ Altenpflegeheim eher verhindern als fördern und notwendige unternehmerische Freiheiten unmöglich machen.

Ballungsgebiete und Altenpflege-Notstand gehören gegenwärtig zusammen

So prägt der Begriff „Pflegenotstand“ die Diskussionen personalverantwortlicher Führungskräfte ambulanter und stationärer Einrichtungen in der Altenhilfe. Schon jetzt gibt es besonders in den Ballungsgebieten einen großen Mangel an qualifizierten Pflegekräften. Der Pflegeberuf wird durch die Situation am Arbeitsplatz immer unattraktiver. Dies drückt sich aus in Überstunden, Krankenstand, Überforderung durch ständigen unkalulierbaren Dienstesinsatz und unattraktive Bezahlung im Verhältnis zu den Anforderungen.

Die Umsetzung berechtigter Qualitätsforderungen in der Altenhilfe ist dringend notwendig. Es bedarf aber nicht nur einer Organisationsentwicklung der Träger und der Einrichtungen, sondern es bedarf eines Strukturwandels des gesamten Systems der Pflegeversicherung beziehungsweise der bisherigen Praxis von Entgeltvereinbarungen und den derzeit praktizierten Systemen für Leistungsnachweise.

Zu Recht ist der „Kunde“ als Verbraucher durch die Novellierung des Heimgesetzes gestärkt worden. Aber was nutzt der verbesserte Verbraucherschutz, wenn in den Einrichtungen eher Dokumentationssysteme im Vordergrund stehen und in der Pflege - durch gesetzliche Vorgaben - die so genannte Sauberkeit des Bewohners vor dessen persönliche Befindlichkeit

gestellt wird?

Informationen erteilt:

Anne Raab-Kohlhase
Forum stationäre Altenpflege
Mainz und Rheinhessen
Ursula Distelhut Haus AWO
Tel. 061 31 / 96 9689 - 0
Fax 061 31 / 68 08 35
E-Mail: annerose.raab-kohlhase@awo-rhn.de

■ **Altenzentrum Santa Teresa baut um mit dem Ziel: Mehr Geborgenheit für desorientierte Menschen**

Ungeduldig erwarteten Heimbewohner, Gäste und Veranstalter die Ankunft von Karl-Winfried Seif, Staatssekretär im Hessischen Sozialministerium, am 14. März 2003 zum Richtfest des Gebäudeteils C des Alten- und Pflegeheims in Frankfurt-Hausen. Hatte doch gerade das Land Hessen mit einer Zuwendung in Höhe von 1.151 Mio. Euro und einem zins- und kostenfreien Landesbankdarlehen in Höhe von 1.406 Mio. Euro die Sanierung und den Ersatzneubau der Caritas-Einrichtung handfest unterstützt. Der unterdessen eingetroffene Staatssekretär führte in seiner Rede weiter aus, dass derzeit in Frankfurt fünf Einrichtungen mit insgesamt 15 Mio. Euro gefördert würden.

Ferner betonte er, dass die bauliche Maßnahme im Caritas-Zentrum besonders desorientierten Menschen zu Gute kommen soll, so dass in den neuen 25 Einzel- und 6 Doppelzimmern eine Atmosphäre der Wohnlichkeit und Überschaubarkeit entstehe. Da in Hausen viele Menschen aus dem Ausland lebten, solle auch ihnen – im Falle der Pflegebedürftigkeit – die Einrichtung eine angemessene Wohnstatt bieten. Der ausführende Architekt, Hans Waechter, hatte sich nach einer langen Planungsphase viele Details für die Umsetzung des Bauvorhabens einfallen lassen wie etwa Fenster, die bis zum Fußboden reichen, so dass auch ein bettlägeriger Mensch in den Garten hinaus schauen kann. Die Einzelzimmer sind alle behindertengerecht aus-

gestattet und jeweils mit einer Nasszelle ausgerüstet. Wenn man zur Tür hinein kommt, befindet man sich nicht unmittelbar im Bewohnerzimmer, sondern zunächst in einem Vorraum, so dass die Intimsphäre des eigentlichen Wohnraumes zunächst gewahrt bleibt.

„Das Richtfest ist ein froher Anlass für uns“, berichtete Heimleiter Jörg Millies, der weiß, was es bedeutet, wenn in einem bewohnten Pflegeheim große Umbaumaßnahmen mit den entsprechenden Beeinträchtigungen das Heimleben auch „durcheinander“ bringen. Wenn die gesamte Sanierungsphase abgeschlossen sein wird, soll es elf Wohngruppen für je sieben bis 13 Bewohner geben. Diese kleinern Wohneinheiten werden es ermöglichen, dass sich das Personal – allein schon von den räumlichen Bedingungen her - individueller auf die jeweilige Lebenssituation der Menschen einstellen kann. Auch eine Migranten-Wohngruppe ist in Planung. Schon jetzt werden im Altenzentrum im Rahmen des Frankfurter Sofortprogramms für desorientierte Personen Projekte umgesetzt, die zum Ziel haben, dass die Betroffenen angeleitet werden und über den Tag hinweg eine Orientierung haben. Für an Demenz Erkrankte, die einen starken Bewegungsdrang haben, ist zudem ein Garten geplant, in dem sie sich ausagieren können. Für diese Anlage mit Gehwegen werden noch Spender gesucht.

Wie wichtig es ist, dass sich die Altenpflegeheime dem Gemeinwesen öffnen, erläuterte Caritas-Direktor Hartmut Fritz. Der enge Kontakt zwischen den Menschen des Stadtteils zum Haus, zu den Bewohnern und zum Personal ist Bestandteil einer offenen Haltung zwischen Heim und Stadtteil. Dass das neue Betreuungs-Konzept des Caritas-Altenzentrums auch eine Herausforderung für die Mitarbeiter und die Hausleitung darstellt, strich er besonders heraus. Denn wer individuell mit desorientierten Heimbewohnern umgehen wolle, müsse sich mit deren Biografie und ihrem Lebensumfeld beschäftigen, um einen Zugang zu ihnen zu gewinnen. Das seien alles Anstrengungen mit dem Ziel, dass sich die Betreuten wohler fühlen und Zuwendung erhielten, was bei Tag und auch in der Nacht erforderlich sei. Diese Anforderungen gehen weit über die körperliche Pflege hinaus. Fritz schaute schon zum Ende des Jahres 2003, wenn der Bauabschnitt bezugsfertig ist, so dass eigentlich ein Neubeginn gemacht werden kann. Was nicht heißt, dass das Vergangene einfach abgestreift wird. Denn bereits in den 60er Jahren, so Fritz, sei das Haus ein bundesweites Vorzeige-Modell einer fortschrittlichen Altenpflege gewesen.

Text: Beate Glinski-Krause

Informationen erteilt:

Jörg Millies
Altenzentrum Santa Teresa
Große Nelkenstraße 12 - 16
60488 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 24 78 60 - 0
Tel. 069 / 78 11 37

E-Mail santa.teresa@caritas-frankfurt.de

■ Spatenstich für Seniorenwohnanlage in Sossenheim in der Nähe eines neuen Altenpflegeheims

Am 6. März 2003 wurde der erste Spatenstich vom Frankfurter Sozialdezernenten Franz Frey getätigt. Damit begannen die Bauarbeiten für die neue Senioren-Anlage des Katharinen- und Weißfrauenstifts in Frankfurt Sossenheim.

Das Besondere der Katharinen- und Weißfrauenstiftung, die seit dem 13. Jahrhundert besteht, liegt darin, dass sie insbesondere die Erdenbürger weiblichen Geschlechts fördert und unterstützt. Das gilt vor allem dann, wenn diese allein stehend und nicht begütert sind. Vor diesem Hintergrund wird klar, dass der Neubau mit Service-Wohnen nur für Seniorinnen gedacht ist. Für die künftigen Bewohnerinnen heißt das, dass es ein Rundum-Angebot von Hilfsangeboten zu moderaten Preisen geben wird, falls dies erforderlich werden sollte, so die Stiftung. Dies ist besonders auch für jene Interessentinnen wichtig zu wissen, deren Einkünfte nicht zur Mietzahlung ausreichen. Denn sie können unter bestimmten Voraussetzungen Stiftungsmittel erhalten.

Selbstbestimmung, Selbständigkeit und Selbsthilfe

Insgesamt orientiert sich das Wohnkonzept an dem Anspruch, dass älterer Menschen ihre Selbständigkeit möglichst lange erhalten. Ziel ist es, einen Freiraum für Selbstbestimmung und Selbsthilfemöglichkeiten zu schaffen, um auf dieser Basis ein Gemeinschafts- und Nachbarschaftsleben zu entwickeln. Die künftigen Bewohnerinnen haben die Möglichkeit, eine selbst organisierte Hausgemeinschaft zu bilden. Aus diesem Grunde haben Interessentinnen schon während der Bauphase die Chance, sich während organisierter Treffen kennen zu lernen und sich mit der Wohnanlage auseinanderzusetzen. Sie können sich Gedanken darüber machen, wie sie sich das gemeinsame Zusammenleben vorstellen. Dies bezieht sich auf die Gestaltung des Alltags, des Miteinanders in der künftigen Wohnanlage und auch auf die innenarchitektonische Planung. Im Vorfeld können somit die Frauen schon Beziehungen miteinander knüpfen, die vielleicht zu einem gemeinsamen Zusammenwohnen führen. Jede Einzelne kann durch dieses Angebot ausprobieren,

ob ihr ein solches Konzept liegt oder auch nicht.

Da der Frankfurter Verband für Alten- und Behindertenhilfe e.V. zur gleichen Zeit ein Pflegeheim mit Nachbarschaftszentrale in unmittelbarer Nähe baut, können die Bewohnerinnen der künftigen Wohnanlage auch die Angebote dieser Einrichtung nutzen wie z.B. Mittagstisch oder Cafeteria und auch persönliche Bezüge herstellen.

Text: Beate Glinski-Krause

Informationen erteilt:

Beate Hüls, Christa Cunningham
St. Katharinen- und Weißfrauenstift
Eschenheimer Anlage 31a
60318 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 15 68 02 - 0
Tel. 069 / 15 68 02 - 24
E-Mail: b.huels@stkathweis.de

■ **Buchempfehlung:**



„Erzähl mir dein Leben“ so lautet der Titel eines Buches von Monika Specht-Tomann, das 2003 im Walter-Verlag erschienen ist. Die Autorin geht darin einfühlsam darauf ein, wie heilsam es sein kann, wenn ältere Menschen – vor allem in schwierigen Lebenssituationen – über ihr Leben berichten können. Im Buch werden Impulse und Techniken vermittelt, wie man sein Gegenüber zum Sprechen und Schreiben bewegt. Es ist für 18,50 Euro im Buchhandel erhältlich unter der ISBN 3-530-40143-9.